

(Nachdruck verboten.)

31]

Die flucht.

Von R. Bagrynowski.

„Willkommen! Bitte treten Sie näher!“ sagte der Zsprawnik gelassen.

Der Geistliche rührte sich nicht von der Stelle. Im Rahmen der frischroten Portiere, die über der Thür hing, sah er prächtig aus. Von einem neuen, glänzenden Talar, der die Farbe einer reifen Pflaume hatte, ging ein violetter Schein aus; das Gewand fiel in reichen, schönen, nach unten zu immer breiteren Falten zur Erde; der große Kopf mit dem grauen Haarschöpfe war andächtig geneigt; der silberweiße Bart floß weit über die Brust hinab, bis an das silberne Kreuz, das an einer silbernen Kette darunter hervorblühte. Die langen, kaum aus den Ärmeln hervorkehenden Finger spielten nachlässig mit dem Kreuze und der goldenen Uhrkette.

„Ho! ho! Was seh ich da! Ein neuer Talar! Aber der ist ja noch ein Heide, noch nicht aus der Taufe gehoben! Wann wird er denn eingeweiht werden?“ rief der Zsprawnik bedeutungsvoll.

„Schön! Schön!“ murmelte der Doktor und wiegte den Kopf hin und her. Aber er sah den Popen nicht an, denn seine Luchsaugen waren noch damit beschäftigt, die Flaschen zu zählen.

„Was ist's, worüber die Auserwählten des Volkes Rat halten?“ fragte der Pope ausweichend.

„Wollen Sie nicht vor allem „ein kleines, ein erstes“ versuchen, ehrwürdiger Vater?“ unterbrach ihn der Arzt.

„Die Gottesgabe ist nicht zu verachten, aber — immer langsam voran! Sie traktieren mich schon an der Schwelle, gerade wie einen Bauer.“

„Ich bin eine aufrichtige Seele und gehe immer geradenwegs auf mein Ziel zu . . . Aufrichtigkeit ist die erste Pflicht, und alles andre ist leerer Schall, Redensart und Zeitverlust.“

„Warum streitet Ihr? Trinkt auf einmal zwei und verfehlt Euch!“ rief der Zsprawnik.

Nach und nach kamen auch die andren Gäste: der Adjunkt schlich ganz leise herein, die Frau von Vater Matrj erschien in grünen Kleide, das Ehepaar Kosloff schritt würdevoll einher — er in Schwarz, sie in Tomatengelb; die Lehrersfrau kam an der Seite ihres Mannes dahergeschwebt, und ihnen folgte mit fröhlichem Lärm die fashionable Jugend Dschurdschnj — Denisoff und Panteleon, Vater Matrj's Sohn, ein schwächlicher Alumnus, der die Weihen noch nicht empfangen hatte. Er war so blond, daß man versucht war, zu glauben, er habe gar kein Haar auf dem Kopfe.

Der Doktor nahm den entstandenen Trubel wahr und stürzte seine „wei auf einmal“ hinunter, wobei er Vater Matrj mißbilligend ansah, der ihn in diesem schwierigen Moment im Stich gelassen hatte.

„Der hinterlistige Fuchs!“ murkte der Neskulap und beschrieb ungeheure Kreise mit seinen ruhelosen Beinen.

Im Salon wurde es immer enger. Der Staat der Frau Lehrer, den sie sich aus allen möglichen, im Städtchen bekannnten Farben und Schnitten kühn zu einer Art Kokorobe komponiert hatte, rief unter den Freundinnen, die auf dem Sofa saßen, ein neidvolles, aber bewunderndes Flüstern hervor. Sie wurde mit herzlichen Küffen und unzähligen Fragen empfangen.

Die Männer hielten sich in der Nähe der Flaschen und flüsterten einander die neuesten Nachrichten ins Ohr. Ihre Gruppe wurde immer größer. Der „Kommandant“ — ein Kosakenbrigadier — trat, die Hand an den „fast offiziersmäßigen“ Säbel gelegt, auf sie zu; dann kam der kugelrunde Warlaam Warlaamowitsch mit seiner Frau, die in Violett auftrat; eine Schreiberseele von der Polizei glitt schwächtern ins Zimmer und brachte den Djaichsch mit, einen armen Schlucker mit langen, bis auf die Schultern herabwallenden Haaren, der seiner schönen Stimme halber berühmt war; der Diakonitsch erschien mit seiner romantischen, hageren Ehehälfte, die „Madame Angöt“ genannt wurde und eine Nivalin und geschworene Feindin der Frau Lehrer war.

Die beiden Damen maßten sich mit den Blicken, und „Madame Angöt“ wurde augenblicklich gelb, wie das kanariengelbe Band an ihrem taubengrauen Kleide.

Der Zsprawnik ging von einer Gruppe zur andren, hieß die Gäste willkommen und nahm diesen oder jenen beim Arm, um ihn durch die portierenverhängte Thür in ein Kabinett zu führen, wo geraucht wurde. Bald waren die Herren fast alle dort versammelt.

„Worauf warten wir? Fehlt noch jemand?“

„Tscherewin“, meinte der Adjunkt.

„Der hochnäsige Patron läßt immer auf sich warten!“

brummte Kosloff.

„Auch die Frau Doktor ist noch nicht da,“ sagte Denisoff halblaut.

Der Arzt schob den Kopf zur Portiere herein.

„Tscherewin ist da, und meine Frau trinkt nicht,“ rief er freudig. „Wir können anfangen, Herr Zsprawnik! Wir verlieren unnütz Zeit.“

Aber der Hausherr hatte es nicht so eilig; er strich die Äsche sorgfältig von seiner Cigarre.

„Wissen Sie nicht, Excellenz, was Ihre Frau Gemahlin so lange zu Haus zurückhalten könnte?“ fragte er, und seine Augen leuchteten neidisch auf.

„Das weiß ich nicht! Mit solchen Kleinigkeiten zerbrech' ich mir nicht den Kopf.“

„Ich habe gehört, sie habe den Schlüssel zu ihrer Kommode verloren und Krassuski jetzt rufen lassen, der ihr einen neuen machen soll.“

Der Doktor riß die Augen auf und schwieg; er wußte nicht, wo der Zsprawnik hinaus wollte, aber die Gesichter um ihn herum sagten ihm, daß er böse werden müsse.

„Warum nennen Sie mich Excellenz? mein Titel ist nur: Hochwohlgeboren!“ brauste er auf und wurde puterrot.

„Ich will damit sagen, daß ich Ihnen ein baldiges Avancement wünsche . . .“

Der Doktor sah die Anwesenden der Reihe nach an.

„Das sind Vorurteile . . . Nicht wahr, Tscherewin . . . ? Kommen Sie mal her . . .“

Tscherewin begrüßte die am Tische sitzenden Damen.

„Herr Kollege, Herr Kollege . . .“ ächzte der Arzt.

„Sie kommt!“ rief Denisoff plötzlich dazwischen. Er war auf Kundschaft angetrichelt worden und trat nun wieder in den Salon.

Lautes Geräusch erhob sich; die Männer drängten sich aus dem Rauchzimmer und bildeten Spalier, die Damen besteteten ihre Blicke auf den Eingang.

Bald darauf trat die Frau Doktor, von Denisoff und Panteleon begleitet, ins Zimmer. Sie hatte ein schwarzseidenes, lang herabfallendes Kleid an, das den Hals ein wenig frei ließ, und in diesem Anzug erschien ihre Gestalt noch schlanker, ihr Gesicht bleicher, die dunklen Augen und Brauen aber leicht verschleiert. Ihr früher, etwas großer Mund weit-eiserte mit dem Purpurrot der Korallen, die ihren schöngeformten weißen Hals umgaben. Sie mußte ganz kleine Schritte machen, denn das Kleid, das äußerst eng war, hemmte ihre Bewegungen. Ihre traurigen Augen streiften das Gesicht ihres Mannes mit einem unruhigen Blick, trafen dann unbemerkt mit denen Tscherewins zusammen und wandten sich endlich den Damen zu. Ein schwaches Rot überhauchte ihre schmalen, marmorweißen Wangen.

Die Männer klüßerten beifällig, denn die Frau Doktor war ein „Staatsweib“, die Damen aber waren entzückt von ihrer Toilette, einer Toilette, die „wirklich aus der Hauptstadt“ stammte; der Umstand, daß sie schon seit langen Jahren in Dschurdschnj war, beeinträchtigte den Eindruck keineswegs.

Der Zsprawnik eilte auf die schöne Frau zu, reichte ihr galant den Arm und führte sie an den zurückweichenden Herren vorbei geradenwegs an das dunkelrote Sofa. In demselben Augenblick gab er der Wirtin, die den Kopf zur Thür hereinsteckte, einen leisen Wink.

Nun bekam die Unterhaltung eine ernsthaftere Wendung.

„Wie geht es Ihnen?“

„Ich danke . . . So so, la la!“

„Und Ihrer werten Frau Gemahlin?“

„Ich danke, auch nicht zum besten!“

„Und Ihren Kindern?“

„Ich danke . . . es ist nicht alles, wie es sein sollte. Uebrigens . . . Und wie geht es Ihnen?“ rebanchierte sich der Befragte nach einem minutenlangen Schweigen.

„Ich danke! So so, Ia Ia!“

Diese Fragen und Antworten waren in Dschurdschni sakramental. Jeder „Mann von Welt“ hielt es für seine Pflicht, sich nach der Gesundheit seines Nachbarn zu erkundigen und dann seine Besorgnis um das Wohlbefinden der übrigen Familienmitglieder darzutun. Das gab Anlaß zu langen und lebhaften Unterhaltungen, denen die andren Gäste zuhörten, bis sie zu Worte kommen und auch fragen konnten. Die Antworten hingen von der Mode ab, oder richtiger . . . vom Isprawnik. Jand der Landeshauptmann, die Gesundheit sei ein gutes Ding, und war er selbst gesund, dann wurden die Krankheiten als etwas Nebensächliches behandelt, als eine lächerliche Legende, und es gehörte zum guten Ton, mit einer „Ferberatur“ zu prahlen. Im entgegengesetzten Falle litt jeder an irgend einer Krankheit, stöhnte und quacksalberie an sich herum.

Diesmal war „zarte Gesundheit“ Mode. Als daher Tcherewin laut aufschrie, weil sich Warlaam Warlaamowitsch über sein Befinden beklagte, und sagte:

„Aber Warlaam Warlaamowitsch, Sie blühen ja wie eine Rose und sehen aus, wie die Gesundheit selbst,“ war der Kaufmann ernstlich beleidigt.

„Sie denken, wer dick und fett ist, der muß auch gesund sein,“ mischte sich Frau Warlaamowa mit saurer Miene ins Gespräch.

„Das sind Vorurteile,“ begann der Arzt.

„Was können diese Antömmlinge nur vorhaben?“ zischte Denisoff, und der Adjunkt nickte zustimmend. Ein gelinder Lärm erhob sich, der sich erst legte, als der Isprawnik mit lauter Stimme rief:

„Meine Herren, darf ich bitten! Ein Gläschen!“

Die Männer traten an die Tische, den Damen wurden auf Präzientiertellern Gläschen mit „Süßem“ und „Liqueur“ gereicht.

„Warum so behutsam, meine Herren! Bitte, langen Sie zu!“ forderte der Hausherr auf.

„Das erste muß die Runde machen, Herr Isprawnik,“ antwortete der Adjunkt honig süß.

„Und das zweite kreisen, wie ein Falk,“ lachte Vater Akafij mit seinem tiefen Raß.

„Und die andren wollen getrunken sein, wie ganz kleine Vögelein! Also bitte: wie ganz kleine Vögelein!“ schloß der Hausherr.

Von dem „Angemischten — Vaterländischen“ beträufelt, begann die künstliche, feierliche Stimmung allgemach zu schmelzen.

„Herr Isprawnik!“ rief der Doktor lebhaft, „wissen Sie? Ich hab's!“

„Was haben Sie?“

„Was meinen Sie?“

„Ich hab' gehört, die Amerikaner sollen heut kommen.“

„Oh!“

Die Gabeln klapperten, die Gläser klangen, die Zungen schmalzten, und Fragen und Antworten schwirrten hin und her.

„Was raten Sie mir also?“

„Sie einzuladen.“

„Niemals! Sie wissen gar nicht, wie die trinken können! Was die stärksten Köpfe unter uns kaum vertragen können, ist ihnen ein Kinderspiel,“ sagte der Isprawnik ernsthaft, um dem Arzt Furcht einzujagen.

„Um! Das ist was andres! Ja, dann bin ich zu Ende mit meinem Latein!“ meinte der Doktor gedehnt.

„Und dabei sind es Keger, die die Trennung von Kirche und Staat vollzogen und haarsträubend freie Sitten haben,“ fügte Vater Akafij hinzu.

„Wie so — freie Sitten?“

„Ja, sie halten nichts von der Religion! Die Geistlichen zum Beispiel beziehen dort kein Gehalt und müssen von dem leben, was ihnen die Gemeinde zukommen läßt, das hat mir Arkanoff gesagt.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Geographische Etappen.

(Schluß.)

Reisen, welche v. Buch nach Hochschottland, nach Island und in die verschiedensten Teile der Alpen und des Jura unternahm, hatten für Geologie und Geographie eine hohe, rein wissenschaftliche und eine vielleicht noch höhere vorbildliche Bedeutung. Er

zeigte, wie man fremde Länder zu bereisen, wie man Tagebücher zu führen, wie man „selbstgeologische“ Arbeit zu verrichten, wie man die Augen auf alles Wissenswerte gerichtet halten müsse. Das „heroische Zeitalter“ der Lehre von der Erde und ihren Veränderungen hat R. A. v. Bittel (geb. 1839), der neueste Geschichtsschreiber der Geologie, die Epoche der beiden märkischen Diosturen genannt, weil durch sie der Ueberzeugung die Bahn gebrochen war, daß die Umgestaltungen des Erdreliefs zumeist auf imposante Kraftäußerungen für gewöhnlich schlummernder Kräfte zurückzuführen seien. Eine kräftige Unterfützung ließ dieser Hypothese, an deren Stelle allmählich diejenige einer steigenden Wertschätzung der unscheinbar in der Natur wirkenden Kräfte trat, der große Zoologe und Paläontologe Cuvier (1769—1832), der dafür eintrat, daß je am Ende eines geologischen Zeitraumes die für diesen charakteristische Lebewelt vollständig von der Erde vertilgt und durch eine neue ersetzt werde. Die Katastrophenlehren v. Buchs und v. Cuviers schienen sich gegen, seitig zu willkommener Unterfützung zu dienen.

Die allgemeine Erdkunde stand somit während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ganz in dem Zeichen der beiden großen Berliner Naturforscher, deren Reisen so viel zum Emporkommen einer ganz neuen Weltanschauung beigetragen hatten. Und ein dritter Berliner Gelehrter war es, dessen rastlosen Bemühungen es zu danken war, daß auch die Geographie im engeren Sinne, die topische Geographie, sich jener hemmenden statistischen Einleitung entäußern konnte, welche ihr vorab in Deutschland anhing. Von Karl Ritter (1779—1859) aus Quedlinburg hat die Welt geographisch denken gelernt, und wie manchen Widerspruch sich auch einzelne seiner Ansichten und Grundsätze gefallen lassen mußten, so ist man doch darin einig, daß der ungeheuren Anregung, die von ihm ausging, der hohe Stand, den die geographische Wissenschaft gerade in unserm Vaterlande einzunehmen bestimmt war, ohne die Lebensarbeit dieses Mannes nicht erreicht worden wäre.

Er hatte das Glück, statt des damals — und nur zu häufig auch recht lange nachher — üblichen geistlosen Unterrichts in der Geographie, in der die Schulroutine beharrlich ein bloßes „Memorialfach“ erblicken wollte, eine wirklich gute Unterweisung empfangen zu haben, und dieser zufällige Umstand wurde maßgebend für die Folgezeit. Ritter gehört, obwohl die Verbindung nur eine indirekte ist, zur Schule J. H. Pestalozzis (1746—1827), der zwar nicht im strengen Wortsinne als geographischer Reformator gerühmt werden darf, weil zahllose wichtigere Vorkämpferungen ihn von solcher Spezialisierung seines Wirkens abhielten, der sich aber lebhaft für das Fach interessierte, dessen allgemeine Aufnahme unter die Lehrgegenstände der Volksschule anbahnen half und unter seinen unmittelbaren Anhängern mehrere zählte, die sogar einen enthusiastischen Eifer für die Vervollkommnung der geographischen Lehrart an den Tag legten. Solche waren Ch. G. Salzmann, Tobler, Henning und vor allem Guths-Muths (1759—1839), der an Salzmanns Erziehungsanstalt Schneepfenthal als Lehrer wirkte. Hier hatte er den jungen Ritter als Schüler und pflanzte in ihm die Keime, die sich bald darauf herrlich entfalten sollten.

Allerdings wirkten auch noch andre vorteilhafte Umstände — wenn man will, Zufälligkeiten — mit, daß dieses Ziel erreicht wurde. Seine reifen Jugendjahre brachte Ritter als Hauslehrer in einem angesehenen Patrizierhause in Frankfurt am Main zu, dessen Söhne er auf verschiedenen Reisen und zuletzt auch an die Universität Göttingen begleitete, der er von 1814 bis 1819 als Lernender und zugleich als Lehrender angehörte. Aber schon mehrere Jahre vorher hatte er das Glück, mit A. v. Humboldt, der jene Familie besuchte, persönlich bekannt zu werden, und dieses Zusammenreffen war entscheidend für sein ganzes künftiges Leben. „Noch nie wurde,“ so schreibt er damals an den treuen Guths-Muths, „von einer Gegend ein so anschauliches, in sich vollkommenes Bild in mir erweckt, als durch Humboldt in mir von den „Cordilleren“ entstand.“

Für Humboldt gab es in der Natur nichts Hohes und nichts Niederes. Ihm galt ein Rhythmus in den Strömungen der magnetischen Erde so viel, als die höchsten Wahrheiten über den prädestinierten Gang der menschlichen Gesehung. Karl Ritter dagegen, der lange in der Berufswahl zwischen Geschichte und Erdkunde geschwankt hatte, erfaßte nur die eine Aufgabe, die Eingriffe der örtlichen Natur in das Schicksal der Völker zu vermitteln. Er wollte Vergangenes und Zukünftiges aus dem starren Auge des Planeten und aus den Gesezen seiner Naturkräfte enträtseln. Schon bei Vollendung seiner ersten Jugendarbeit hatte er sich, wie er seinem Stiefvater schreibt, über Meeresströmungen, über Winde, über Verteilung der Gebirge und Ebenen, der Flußthäler, der physischen Klimate tiefer unterrichtet. Die Verbreitung der Gewächse, der Seegeschöpfe, der Landtiere und die Wanderungen der Völker genauer verfolgt, bis zu ihren Ursprüngen. „Überall,“ ruft er aus, „sah ich dieselben Geseze, dieselben Impulse des Fortziehens, des ersten Ansiedelns, des ersten Ackerbaues und der ersten Schiffahrt. So erhielt jeder hohe Gebirgspaz, als Passage, jeder Wasserfall, unter dem die erste Ansiedelung, jedes Vorgebirge, vor dem die erste Kolonie entstand, jede Ebbe und Flut durch ihr Aufsteigen in die Flußgebiete als erste Anregung zur Schiffahrt ihre historische Bedeutung.“ Ritter hatte vorläufig nur eine deutliche Vorstellung von der hohen Aufgabe der Erdkunde gewonnen, und hatte viel mehr verheißen, als was er 1804 in seiner Geographie von Europa geleistet hatte. Aber 1817 veröffentlichte er seine große, leider unvollendet gebliebene „Erdkunde im Verhältnis zur Geschichte des Menschen“.

Seit Strabos Zeit hatte man nicht mehr von einer Gliederung

der Festländer gesprochen, vor Karl Ritter niemand die Weltteile als die großen Individuen der Erde zu bezeichnen gewagt, gleichsam als ob sie durch hilfreiche oder verweigernde Gewalten besetzt seien, die ihren Bewohnern ein geschichtliches Verhängnis auferlegten, wie dies in Bezug auf Afrika Ritter so überzeugend nachgewiesen hat. Er offenbarte uns, daß die alte Welt, auf der sich alle Kontinentalerscheinungen verschärften, ein kräftigeres Gepräge trage, als die neue Welt, die arm sei an Gegenätzen, wie alle Gesäpfe der Ozeane, denn das Wasser, bemerkt er, verwißt die Individualität. Europa dagegen, schlank und zierlich gebildet, mit um sich greifenden Gliedmaßen und tief eindringenden Gefäßen, erscheint wie ein höher organisierter Erdenraum und wie ein sunreich angelegter Entwicklungsplatz für die menschliche Gesellschaft. Nur sein spanisches Hochland trägt den Typus starrer Kontinente, doch nicht ihm verdankt Europa seine Charakterform, sondern den Alpen, die von strömenden Wässern und Thälern durchbrochen und aufgeschlossen, auf kleinstem Raume die größte Mannigfaltigkeit der Erscheinungen vereinigen, ohne die Zugänglichkeit des Festlandes zu verringern. Das Maß der Aufgeschlossenheit eines Kontinentes hat Ritter später nach dem Vorgange Nagel mathematisch auszubrüden gesucht, indem er die Entwicklung der Uferlinien mit dem eingeschlossenen Raume verglich.

Eine merkwürdige Verzögerung in dem geistigen Wachstum unfres Geschlechts war die Folge, daß die ältesten Gesellschaften im Westen und im Osten ohne besuchende Mischung der gewonnenen Erkenntnisse, ja ohne genaueres Wissen von einander sich Jahrtausende entfremdet bleiben sollten, und die Berührung erst stattfand, als sie für das Abendland ziemlich gleichgültig geworden war. Mit großer Spannung hat Ritter nicht nur erforscht, wie wenig daran fehlte, daß Chinesen und Römer in den kaspischen Niederungen aufeinander trafen und wie bedeutsam das Auftreten der Araber und Mongolen als Vermittler der beiden Gestaltungen wurde, sondern er hat auch das physische Geheißnis dieser Verzögerung in der senkrechten Anschwellung Innerasiens erkannt, die um so hinderlicher war, als bei der Armut an Erosionswässern im Kern des Festlandes die Abtürze der Terrassen nicht ausgesucht und keine bequemen Völkerwege durch sie vorbereitet waren.

Ritter teilte mit Strabo, dem Zeugen einer bewältigenden Kultur, die bessere Einsicht, daß mit dem Erstarken der Gessung aller Zwang der Natur gemildert werde. Doch hat sich die höchste Verklärung menschlicher Gesellschaft nie an einen Erdenraum fesseln lassen, sondern sie ist raslos geschritten von Strom zu Strom und von Ufer zu Ufer. Auch von uns läßt sich ihr Entzählen nicht abwenden. „Als Amerika entdeckt war,“ ruft Ritter aus, „da wurde der europäische Occident ein Morgenland.“ Dieses Scherzwort hat er in einer seiner letzten Schriften noch schärfer ausgesprochen, indem er Amerika, den oceanischen Erdteil mit seinen aufschließenden Kulturströmen, als den Schauplatz bezeichnete, wo unser Geschlecht seiner höchsten Reise entgegenstreiten werde, und Mexiko wegen seiner beherrschenden Lage zwischen zwei Ozeanen und wegen der Mannigfaltigkeit der lebendigen Natur an seinen Höhenstufen als den begünstigsten aller Erdräume pries. Es leistet die Wissenschaft das höchste, wenn es ihr, wie in diesem Falle, gelingt, die Absichten der Natur zu durchschauen und auf das Unabänderliche vorzubereiten.

Resapitulieren wir kurz die Verdienste Ritters, des Schöpfers der vergleichenden Geographie, so lassen sich trotz aller Einwendungen jene kurz dahin zusammenfassen: er hat eine wahrhafte Länderkunde teils geschaffen, teils vorbereitet; er bleibt für immer ein nachahmenswertes Vorbild, durch kritische Abwägung von Reiseberichten plastische Länderbilder herzustellen; er hat die Erdkunde aus dem Stande der Demütigung erhoben und zu einem Gegenstand hoher Achtung gemacht; vor allem hat er bewirkt, daß sich der geographische Unterricht den Banden einer ganz anders gearteten Vergangenheit entwand. Durch seine Lehrthätigkeit an Universtität und Kriegsschule hat er namhafte spätere Vertreter der Erdkunde für ihre Wissenschaft begeistert. Wir erwähnen nur als begeistertsten Schüler Ritters den größten und glücklichsten aller Afrikareisenden Heinrich Barth. Die bedeutenden Geographen Gütke, Ruge, v. Richtshofen, Schurz, Kirchhoff, der soeben verstorbene Nagel und eine lange Reihe von ausländischen Gelehrten sind in den Bannkreis der wissenschaftlichen Geographie gezogen worden gerade durch die überaus segensreichen Diskussionen, die sich an die Ritterschen Reformen angeschlossen. Sie im einzelnen hier zu behandeln, gestattet der Raum nicht.

Gerade aber auch diese Namen geben uns eine Gewähr dafür, daß es an Nachwuchs nicht fehlt, und die von ihm gegebenen Anregungen reiche Frucht tragen werden in dem zwanzigsten Jahrhundert, das eine so reiche Erbschaft angetreten hat. Ihm liegt die Aufgabe ob, die geographische Forschungsthätigkeit zu erweitern und zu vertiefen.

Was bleibt diesen Männern noch zu thun übrig? Wenn wir von den großen Hilfswissenschaften der Geographie absehen und nur die räumliche Erforschung der Erdteile ins Auge fassen, so muß die Antwort lauten: noch sehr viel! Die Polarregionen sind noch, nach wie vor, das Schmerzenskind der Erdkunde. In Europa bietet einzig die Vaskan-Halbinsel nach Öertlichkeiten, denen gegenüber das Wort „Entdeckung“ einigermaßen am Platze wäre. Asien hingegen ist schon in Kleinasien, Kurdistan und vorab in Arabien überaus reich an größeren Bezirken, die sich bisher dem Geographen und Kartographen so gut wie ganz entzogen haben. Auch Centralasien enthält deren noch überaus allein Braemvaldis großer

Nachfolger Sven Hedin wird, wenn dem rüstigen Manne noch ein weiteres Jahrzehnt so wie bisher zu schaffen vergönnt ist, eine wesentliche Beschränkung der innerasiatischen „terra incognita“ erzielt haben. Lohnende Aufgaben stellen nach wie vor der Golbene Eberones und die hinterindisch-chinesischen Grenzgebirge. China würde, wäre nicht die Staatsraison allen Fremden feindlich gesinnt, rasch ein Dorado des Forschungreisenden werden. Was Afrika betrifft, so sind die hellen Flecke aus dessen Karte zwar noch nicht endgültig gesilgt, aber Zahl und Umfang derselben haben gewaltig abgenommen. Das Hinterland der Küste von Oberguinea, das Waldgebiet zwischen dem mittleren Kongo und dem oberen Nil, endlich der Westen des italienischen Somalilandes dürften hier in erster Linie zu nennen sein; aber auch im Kongostaate stößt man, sobald man sich an diesen Stellen nur ein wenig vom Hauptstrome entfernt, sehr bald auf Gegenden, die in der Karte nur flüchtig ausgeführt sind, weil man noch keine zuverlässige Kunde darüber besitzt. Das große Bassin der Kassa und insbesondere seiner Nebenflüsse Lufenje, Njuma Kuango ist nur ganz oberflächlich bekannt und erheischt dringend neue Erforschung. Natürlich ist auch das Innere Madagaskars hier mit inbegriffen. Australiens Kontinent endlich ist von der Forschung zu keiner Zeit vernachlässigt worden, und gleichwohl sind Westaustralien und North-Territory Landschaften, die man mit den mangelhaftest bekannten Teilen ruhig auf eine Stufe stellen kann. Daß dem neuen Jahrhundert bezüglich Neuguineas noch ein ungeheures Stück Arbeit zu leisten übrig bleibt, dürfte bekannt sein.

Den Nordamerikanern liegt in entdeckungsgeschichtlicher Hinsicht die Pflicht ob, die Zustände des Territoriums Alaska und der östlich angrenzenden Teile der Dominion of Canada aus dem noch darüber lagernden Dunkel zu befreien. Mexiko und die kleineren mittelamerikanischen Republiken sind auch noch allzureich an Partien, die sich der Erschließung so gut wie ganz entzogen haben; man betrachte nur das Anschuldskleid, in welchem auf unfern Landarten die Provinz Yucatan prangt. Wenn wir endlich zu Südamerika übergehen, so gewahren wir, daß von Chile abgesehen, die vom Meere entfernteren Landesteile noch viel zu wenig erkundet sind. In Brasilien wird man wohl noch ein Jahrhundert in bisheriger Weise mitzuarbeiten haben, bis es geographisch etwa mit dem Chile von heute konkurrieren kann.

Zimmerhin kann man sich, ein so fernes zeitliches Ziel man auch in Aussicht nimmt, eine Epoche denken, in welcher die Aufgaben der tropischen Geographie — die wir noch nicht mit einer höheren Zweck verfolgenden Länderkunde identifizieren — als gelöst anzusehen wären. Dagegen wird sich auch die kühnste Phantasie nicht vorzustellen vermögen, daß auch für die allgemeine Geographie, und mit ihr auch für die wissenschaftliche Länderkunde ein Zeitpunkt der Erfüllung aller Wünsche kommen könnte. Jedes gelöste Rätsel stellt nur wieder vor neue Rätsel, und selbst wenn eine große Wahrheit in ihren Grundzügen erkannt ist, bedarf es ungeheurer Arbeit, um auch für jeden Einzelfall die richtigen Konsequenzen aus ersterer zu ziehen. Eine Durchforschung aller Erdgebirge muß stattfinden, um nur das Erfahrungsmaterial klar überschauen zu können, und erst wenn dessen Durcharbeitung vollzogen ist, darf auch das Suchen nach den Ursachen dieser Verletzung scheinbar verschiedener Dinge auf Erfolg rechnen. — J. Wiese.

Kleines feuilleton.

Ht. Die 76. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte wurde am Montag in Breslau eröffnet. In der schlesischen Metropole hat diese älteste wissenschaftliche Wanderversammlung bereits zweimal getagt, im Jahre 1833 und dann vor dreißig Jahren, im Jahre 1874. Inzwischen hat sich das Aussehen der Welt im allgemeinen und der Zustand der Wissenschaft im speziellen sehr erheblich geändert, so daß mehrfach bereits die Frage erörtert worden ist, ob sich die Naturforscher-Versammlung nicht bereits überlebt hat. Dabei wird nicht in erster Reihe an die außerordentlich gewachsene Verbreitung wissenschaftlicher Zeitschriften gedacht, durch welche neu auftauchende Fragen sehr rasch zu allgemeinsten Diskussion gestellt werden; denn auch die eingehendste schriftliche Auseinandersetzung kann nicht annähernd die persönliche Aussprache ersetzen und die Anregungen gewähren, welche durch den persönlichen Verkehr der verschiedensten Forscher erreicht wird. Vielmehr wird vielfach hervorgehoben, daß die Naturwissenschaften, an welche sich auch die Medizin anschließt, im Laufe der Entwicklung in so zahlreiche Einzelwissenschaften zerfallen sind, die sämtlich einen so umfangreichen Stoff zu bewältigen haben, daß für ihre Vertreter besondere Spezialkongresse notwendig geworden sind. Aber demgegenüber muß doch betont werden, wie auch der erste Vorsitzende der Gesellschaft, Prof. Chiari in Prag, in seiner Ansprache bemerkte, daß gerade in den letzten Jahren sich wieder das Streben nach Zusammenfassung der Sonderwissenschaften, nach gegenseitiger Annäherung der einzelnen Disziplinen bemerkbar macht. Diesem Bedürfnis kommt die Naturforscher-Versammlung entgegen, die daher trotz ihrer 82 Jahre — die Organisation ist im Jahre 1822 gegründet worden — noch ein jugendkräftiges Leben führt. Es zeigt sich das auch an dem regen Besuch der Versammlungen; zu der diesjährigen waren bereits am Sonntagabend etwa 200 Personen eingetroffen.

Die Eröffnungs-Sitzung verlief programmmäßig, d. h. es wurde eine Ansprache gehalten, die nach preussisch-deutschem Herkommen in ein Hoch auf den Kaiser als Säugern der Wissenschaft auslano-

an dem auch ein Guldigungstelegramm abgefaßt wurde. Dann wurden die Naturforscher und Aerzte vom Oberpräsidenten, vom Rektor der Universität, und andern Honorationen in wohlgeordneten, jedoch bedeutungslosen Reden begrüßt. Den wesentlichen Inhalt der Versammlung bildeten zwei Vorträge, von Prof. Roux-Halle und Dr. Gazert-Berlin. Der letztere sprach über die Erfolge der deutschen Südpolar-Expedition, worüber bereits mehrfach berichtet ist, der erstere über die „Entwicklungsmechanik, ein neuer Zweig der biologischen Wissenschaft“. In diesem bedeutsamen Vortrage trat Roux für eine streng mechanische Auffassung alles Geschehens in der Welt, auch im Reiche der organischen Entwicklung der Lebewesen, ein. Die gegenteilige Auffassung, speziell die Annahme einer zweckthätigen Seele, scheint ihm mit dem Causalgesetz im Widerspruch zu stehen, dessen Geltung die erste Voraussetzung für ein wissenschaftliches Begreifen der Welt ist. —

k. Seltsame Szenen bei einem Gottesdienst in Lhasa. Eine packende, unheimlich wirkende Schilderung von einem Gottesdienst in der Kathedrale zu Lhasa giebt Edmund Candler, der die englische Expedition in Tibet begleitete, in einer langen Depesche an die „Daily Mail“: „Ueber das heilige Lhasa senkt sich der Zauber des Heiligens hernieder. In einem fahlen Schwefelgelb flammen die Weidenbäume auf, silbrig glänzende Blätter zittern an den Pappeln und vom Dunkel der Wolken, dem schmutzigen Grau der Strahlen heben sich leuchtend die heißen Farben. Ueber dem Potala wölbt sich wie ein Heiligenschein ein Regenbogen, und dieses aus Kontrasten zusammengesetzte Bild fügt sich zu einem unheimlich überirdischen Eindruck. Und den also gestimmten Besucher empfängt nun die Kathedrale mit allen Wundern eines gespenstlichen und grandiosen Traumes. Goldene Dächer funkeln, weiße Mauern heben sich in riesiger Größe. Ein grämlicher Mönch öffnet das Thor, und den Eintretenden umgibt ein weiter Hofraum mit einem dichten Wald dunkler Pfeiler. Die Mauern sind mit buddhistischen Bildern und Symbolen in gedämpften, zarten Farben bedeckt. In der Mitte des Hofes blühen Massen von bunten Herbstblumen. . . Die Thore sind wieder geschlossen, wir treten ein in das Innere der Kathedrale und ein bängliches Gefühl möchte uns beschleichen, wenn wir nicht bewaffnet wären und eine Bedeckung auf uns wartete. Es wird gerade feierlicher Gottesdienst gehalten vor dem höchsten Buddha. Der brausende Strom tiefer, voller Klänge die wie Orgelmusik klingen, flutet durch den Raum und unterbricht die stillen Stunden der andächtigen Meditation. Der Priester in der Mitte erhebt sich von seinem Sessel und nimmt ein Büschel Pfauenfedern aus einer Vase an seiner Seite. Und wie er die farbig leuchtenden Federn zur Erde senkt, da fallen die Instrumente dröhnend ein, hell gellen die Cymbals, die Trommeln dröhnen und dazwischen schmettert das Klängen der Trompeten, tutet der tiefe Ton der Muschelbläser. Und dann erfrischt die Musik allmählich, verhallt leise; der Priester beginnt einen Gesang und die Mönche, die in ihren Chorstühlen sitzen, wiederholen dumpf die Litanei; in einem getragenen, dunklen Rhythmus wie aus Gräberfernen klingen diese tiefen, gedämpften Stimmen, wie ein tausendstimmiger Chor, den Mutter Erde in ihren Tiefen angestimmt, wie das Würmlein unterirdischer Wesen, das Drohen von Geistern aus geheimen Abgründen, die zu den Mächten der Luft und den Göttern der Wolken beien. In einem inneren Tempelheiligtum thronen die drei großen Bilder der buddhistischen Dreieinigkeit, die Buddhas des Gegenwärtigen, des Vergangenen und des Zukünftigen. Ueberlebensgroß, ganz und gar mit Juwelen und Gold beladen, starren sie in ihrer Ruhe auf die anbetenden Menschenlein. Lampen von Gold hängen von den Decken, goldene Schalen glänzen von den Altären, funkeln die Reliquien leuchten aus den Schreinen der kleineren Nischen. Ein Gitterwerk vielfach verschlungenen Ketten schützt diese heiligen Bezirke vor Entweihung und aus der Wand reckt sich eine blutige, drohende Hand, unheimlich glühend in dem ungewissen Licht, als wollte sie mit furchbarem Griff jeben, der sich hier einzuschleichen wagen würde, zermalmen und zerstampeln. Im oberen Stodwerk liegt ein Raum, die „Hölle“ genannt, in dem stets ein Paar Lamas den beschühenden Dämon des Dalai Lama anbeien und gnädig stimmen müssen. Hier erklang eine barbarische wilde Musik, die in tollen Dissonanzen und starkem Gelärm sich an den Pfeilern und Wänden brach, von denen Teufelsmasken und verzerrte, groteske Wesen grinsten, die rechten Zuschauer dieses infernalischen Lobens. Der gemeine, prächtig obscene Gegenstand dieser Anbetung und satanischen Verehrung lag in einer Ecke in wüster Mißgestalt; eine znergenhafte Mißgeburt, eine esse Verzerrung menschlicher Formen. Den Lamas liefen Scharen Heimer weißer Mäuse um die Füße, eifrig nach den Körnern hin und herrennend, die ihnen als tägliches Futter gestreut werden. Die Mäuse werden sorgsam gehütet und geehrt, denn nach der Lehre von der Seelenwanderung hüpfen in ihre Hüllen, weiße Körperchen gebannt, die Seelen der früheren Wächter dieser heiligen Naturdäher. In einem andern Tempel brachten Lamas dem vielhändigen Buddha Avalokiteswara ihre Verehrung dar. Die oberen Priester trugen spitze, gefärbte Mützen und Gewänder, die in einem matten Blau und Gold schimmerien. Die niederen Lamas waren häßlich, und ihre Haare ganz kurz geschnitten. Als wir eintraten, goß ein Altdiener Thee aus einem kupfernen Kessel, der mit Türkisen besetzt war. Jeder Mönch empfing seinen Thee in einer hölzernen Schale, und sie tauchten dabei ihre Rachen aus Gerstenmehl. Niemand sprach, kein Klüßern rings zu hören; geschlo-

glitten die Messdiener über den Boden. Seit Jahrhunderten war Ruhe und schweigendes Nachdenken in diesen Hallen geboten worden, aber die Neugier war ihnen abgestorben und sie waren versenkt in die Offenbarungen ihres frommen Schauens oder durch die Regeln des Ordens Herr geworden über jede Wallung, über jede sich regende Leidenschaft. Die Luft schien erfüllt von aufgeregten Visionen, von den ekstatischen Verzückungen schwülzer, weltabgewandter Träume.“ —

Theater.

Deutsche Volkshühne. „Genoveva“. Tragödie in fünf Akten von Hebbel. — Es war ein interessantes Experiment die Aufführung dieser romantischen Hebbel-Tragödie auf einem kleinen, mit beschränkten Mitteln arbeitenden Theater. Das Publikum harzte die 4 1/2 Stunden, die die Vorstellung bei dem sprunghaften Szenenwechsel in Anspruch nahm, geduldig auf seinen Plätzen aus, klatschte jedesmal, wenn der Vorhang fiel, und mit demonstrativer Stärke, als am Schlusse der Bühnenleiter Direktor Laverrenz hervorkam und sich dankbar verneigte. Man bezeugte seine Ehrfurcht vor dem Namen Hebbel, seine Sympathien mit dem neuen, ersten Kunstzielen nachstrebenden Unternehmen, aber für mehr — für das Zeichen einer spontanen, die Geister zu einem inneren Miterleben zwingenden Wirkung — wird man die Kunstgebungen kaum halten dürfen. Zu fremdartig erscheint die alte Sage auf dem Theater, zu unverständlich in der Verknüpfung der bunt sich drängenden Begebenheiten. Das Handeln Golo's schließt sich zu keinem überzeugenden Charakterbild zusammen, man glaubt die Greneltzaten, durch die er Genovevas Liebesgunst erschleichen will, ihm nicht, zu offenkundig widerstreiten sie dem vorgelegten Zweck. Und daß im Drama ein Herentweib, das Hebbel gleichsam zum Symbol des Bösen steigert, ihm diese Pläne zuführt, macht jenen Mangel psychologischer Notwendigkeit nicht weniger fühlbar. So giebt es zwischen Schönem und Großem in der Dichtung selbst allenthalben Hemmungen und Widerstände — Schranken, über die auch eine ganz vollkommene Darstellung nicht hinwegzutäuschen vermöchte, geschweige die der deutschen Volkshühne. Mühe und Fleiß war sicher reichlich an die Aufführung gewendet, und die Inszenierung hatte für stimmungsvolle Dekorationen gesorgt. Aber Herr Moissi, in den „Mäubern“ ein so talentvoller Franz Moor, wußte aus Golo nichts Rechtes zu machen. Es lehrten, wenig retouchiert, die Töne und Gebärden, durch welche er als Franz gewirkt, auch in der neuen Rolle wieder und brühten seinem Spiel hier das Gepräge der Maniertheit auf. Schlicht und einfach, voll warmer Empfindung, besonders eindrucksvoll im letzten Akte, sprach Elisabeth Schneider die Genoveva. Die kleineren Rollen wurden schlecht und recht heruntergespielt; Jüge schärferer Eigenart zeigte die Here Mary Werner, die nur ihre Bosheit durch allzuviel Getreisch zu markieren bemüht war. —

Humoristisches.

— **Verschnappt.** Gast (bei Tisch): „Diese vorzügliche Cremetorte haben gnädiges Fräulein gewiß selbst gebacken?“
Tochter des Hauses: „Wie kommen Sie auf den Gedanken?“
Gast (verlegen): „Nun, ich meine sie schmeckt so!“ —
— **Ein Eingeweihter.** „Dieser Aberglaube bei den Jägern ist doch zu wunderlich. So geht mein Mann principieell nie an einem jüdischen Feiertage auf die Jagd.“
„Vielleicht heißt der dortige Wildhändler Moses?“
— **Ein bißchen Latein.** A.: „Ich besitze jetzt einen Papagei, der ganz ausgezeichnet sprechen kann!“
Förster: „Bah, ich besaß sogar einen Papagei, der war —
Bauchredner!“ — („Wegendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Das Neue Theater bringt am Freitag Bedekinds „Erdgeist“, neu einstudiert, heraus. —
— Das National-Theater (Weinbergsweg) wird am Sonnabend eröffnet werden. —
— „Der Freundschaftsbund“ von Havel und Antrott brachte es bei der Erstaufführung im Wiener Raimund-Theater zu keinem rechten Erfolg. —
— Max Möllers Finaler „Totentanz“ ist zu einem Opernlibretto bearbeitet worden, zu dem Alexander Saks die Musik geschrieben hat. Die Dresdener Hofoper wird das Stück noch in diesem Jahre zur Aufführung bringen. —
— „Tching-Tum“, eine dreiaktige Operette von Waldemar Wendland, Text von Franz Arnold, ist vom Central-Theater zur Aufführung erworben worden. —
— „Die Zauberfäule“, eine Oper von Eugen und Vilma v. Malborth, wird am 25. Oktober erstmalig im Karlsruher Hoftheater in Scene gehen. —
— Eulen im Taubenschlag. Aus Delsberg wird der „Neuen Züricher Zeitung“ geschrieben: Hier hätte lethhin eine Eule in einem Taubenschlag Quartier genommen. Den gelegten und seither ausgebrüteten Eiern sind dieser Tage Junge entschlüpft, so daß im Taubenhäus gegenwärtig ein reges Leben herrscht. Eulen und Tauben vertragen sich friedlich. —